

The book cover features a central illustration of Alexander von Humboldt, a man with dark, wavy hair, wearing a dark green coat and a white cravat. He is set against a lush, stylized jungle background with various green leaves, a yellow and black butterfly on the left, a blue butterfly on the right, a hummingbird in flight, and a brown monkey in the lower foreground. The overall color palette is dominated by greens and blues.

VOLKER MEHNERT
CLAUDIA LIEB

Alexander von Humboldt

oder Die Sehnsucht
nach der Ferne



Alexander von Humboldt
oder Die Sehnsucht nach der Ferne



VOLKER MEHNERT • CLAUDIA LIEB

Alexander von Humboldt

oder Die Sehnsucht
nach der Ferne

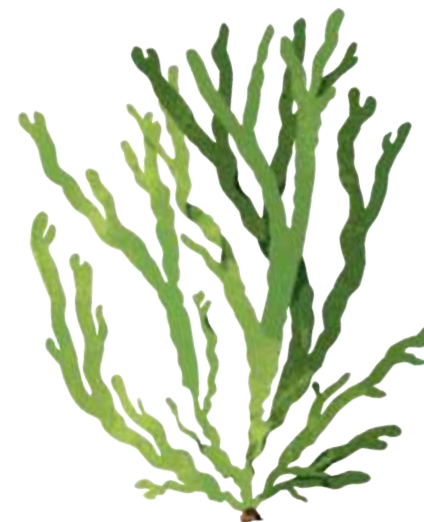
 GERSTENBERG

Inhalt

6	PROLOG
9	EIN ABENTEUERLUSTIGER JUNGE
	ABSCHIED VON EUROPA
14	Wo geht's nach Amerika?
19	Der Vulkan von Teneriffa
25	Über den Atlantik
	VENEZUELA
31	Erste Schritte in Südamerika
38	Eine Wasserstraße im Urwald
45	Die Lösung eines geografischen Rätsels
	IN DEN ANDEN
53	Von der Hitze in die Kälte
57	Das Dach von Südamerika
68	Auf zum Pazifischen Ozean!
	DIE REISE GEHT WEITER
74	Im Land des Silbers
86	Beim amerikanischen Präsidenten
90	Ein Weltbürger in Europa
93	Der zweite Mann
	NEUE ABENTEUER
96	Rasende Fahrt durch Sibirien
102	Die Welt kommt nach Berlin
106	Quellennachweis und Tipps
110	Register



FORSCHUNGSREISE
1799–1804



„Die Natur scheint in diesen Klimaten
tätiger, fruchtbarer, man möchte
sagen, verschwenderischer mit dem
Leben zu sein.“



Venezuela

Erste Schritte in Südamerika

Alexander und Aimé sind inzwischen gute Freunde geworden. Kaum sind sie in Cumaná an Land gegangen, kommen sie aus dem Staunen nicht heraus. „So viele merkwürdige Bäume, Sträucher und Blumen“, wundert sich Aimé, der als Botaniker ja eigentlich viele Pflanzen kennt. Doch hier ist alles neu und anders. Eine farbenprächtige Wunderwelt, in der es sprießt und blüht. Alles ist riesenhaft: die Berge, die Flüsse, die Vegetation. Die Natur wuchert so wild und üppig, dass die Menschen nur mit Mühe in sie vordringen können.

Nie zuvor haben die beiden Gefährten etwas Ähnliches gesehen.

Jetzt quartieren sie sich erst einmal in der Hafenstadt Cumaná ein. Von dort aus unternehmen sie trotz der schwülen Hitze jeden Tag Ausflüge in die Umgebung. Sie laufen am Strand entlang, wo die gefiederten Blätter der Palmen sich vom blauen Himmel abheben und im Wind rascheln. Sie klettern auf Hügel und Berge, wo sie sich vor Klapperschlangen in Acht nehmen müssen. Stachelige Kakteen wachsen hier so dicht zusammen, dass sie undurchdringliche Mauern bilden. Sie fahren mit dem Kanu auf Flüssen, in denen Delfine und Krokodile schwimmen. Über ihnen schweben Pelikane, Fischreiher, Albatrosse, Geier und riesige Schwärme bunter Papageien und

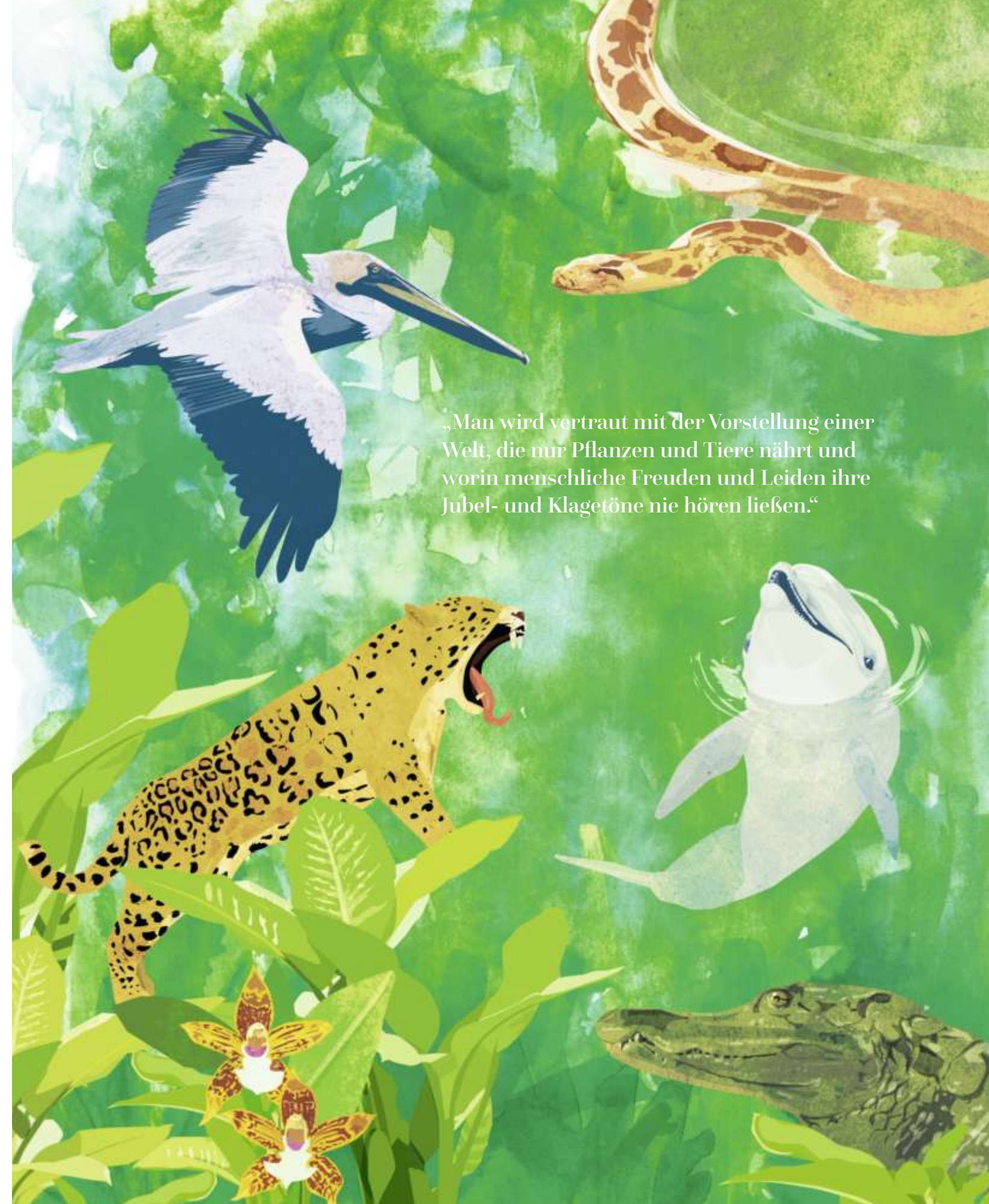


Schmetterlinge. Sie steigen in Höhlen, in denen Tausende von Nachtvögeln ihr Quartier haben. Nach Einbruch der Dunkelheit beobachten und vermessen sie die Gestirne. Die stehen hier wieder anders am Firmament als während der Seereise. Sie sehen Sternschnuppen vom Himmel fallen. Und sie freuen sich über Millionen von Glühwürmchen, die um sie herumschwirren.

Am liebsten dringen sie tief in den Regenwald ein. Hier scheint die Natur aus allen Nähten zu platzen, es geht förmlich drunter und drüber. Riesenbäume sind so überreichlich mit Moos, Orchideen

und Kletterpflanzen bewachsen, dass man sie trotz ihrer Größe kaum erkennt. Bambusrohre und mächtige Farne machen ein Durchkommen fast unmöglich. Das Blätterdach der Baumkronen ist so dicht, dass auch am Tag tiefe Dämmerung herrscht. Die Wanderer können den Himmel nicht sehen. Aimé ärgert sich darüber, dass er einen großen Teil der Pflanzen nicht mitnehmen kann. Wie soll er die Blätter, Blüten und Früchte von Bäumen erreichen, deren Äste erst in zwanzig Metern Höhe anfangen?

Mit der Hitze kommen sie inzwischen gut zurecht. Wie die Einheimischen fangen sie sogar an zu frieren, wenn das Thermometer „nur“ zwanzig Grad anzeigt. Aimé stöhnt allerdings über die schweren Gewitter, die jeden Nachmittag aufziehen. Zwei Stunden lang bringen sie einen gewaltigen Regenguss, der aber nur kurz für Kühlung sorgt. Danach ist die Luft so schwül wie vorher. „Daran musst du dich gewöhnen“, erklärt ihm Alexander, „das geht in den Tropen monatelang so.“



„Man wird vertraut mit der Vorstellung einer Welt, die nur Pflanzen und Tiere nährt und worin menschliche Freuden und Leiden ihre Jubel- und Klagetöne nie hören ließen.“



Die Einwohner von Cumaná wundern sich über den Unternehmungsgeist der Fremden. Sie selbst gehen höchstens auf der Promenade am Meer entlang spazieren. Am liebsten kühlen sie sich bei den heißen Temperaturen im Fluss ab. Am Abend stellen die Erwachsenen Stühle ins Wasser und plaudern bis tief in die Nacht hinein. Die Kinder verbringen sogar einen großen Teil ihres Lebens im Wasser.

Alexanders Instrumente erregen die Neugier der Einheimischen. Warum will der fremde Mann bloß alles ausmessen, wenn er nicht einmal Land besitzt oder Land kaufen möchte? Sucht er etwa Gold? Ein Mensch, der so weit gereist ist, bloß um Pflanzen zu sammeln und Sterne zu beobachten, ist für

sie unbegreiflich. Sie staunen über jemanden, der die Natur nicht nur anschaut und bewundert oder für sich nutzbar machen will, sondern verstehen möchte, wie sie funktioniert. „Ich will wissen, wie all die vielen Einzelteile auf unserer Erde zusammenhängen. Ich möchte begreifen, wie das Klima und die Jahreszeiten das Leben der Tiere und Pflanzen bestimmen“, erklärt er seinen Gastgebern. Doch die

sitzen schon wieder beim Abendessen und schimpfen über die Hitze.

So sehr ihn die Natur dieser fremden Welt entzückt, so entsetzt ist der deutsche Baron von dem, was er auf dem Marktplatz von Cumaná mit ansehen muss. Dort werden jeden Tag Sklaven verkauft. Damit ist Alexander von Humboldt ganz und gar nicht einverstanden. In Afrika fängt man die Schwarzen auf brutale Weise ein und verfrachtet sie auf Schiffe. Wer die Fahrt überlebt, wird auf den Märkten in Amerika an reiche Grundbesitzer verkauft. Im heißen Klima müssen sie dann zwölf Stunden und mehr auf den Feldern schuften. Alexander empört sich über eine solche Behandlung



seiner Mitmenschen, doch als Gast in diesem Land kann er nichts unternehmen. Aber sein ganzes Leben lang wird er die Bilder dieser armen Geschöpfe nicht vergessen.

Wenn immer möglich, protestiert er gegen diese Form der Ausbeutung von Menschen. Auf ihren Ausflügen treffen die beiden Reisenden auch auf Missionsstationen der spanischen Mönche, die überall im Kolonialreich verbreitet sind. Die Mönche wollen den einheimischen Indianern den christlichen Glauben und die europäische Kultur nahebringen. Dafür siedeln sie sie in kleinen Dörfern im Urwald an, lassen sie Häuser bauen und Landwirtschaft betreiben. Ein schönes Beispiel christlicher Nächstenliebe, könnte man meinen. Doch Alexander bemerkt immer wieder, dass die Indianer damit gar nicht glücklich sind. Sie würden lieber wie gewohnt frei und ungebunden im Urwald leben und dort auf die Jagd gehen.

Eines Tages erleben Alexander und Aimé ihr erstes Erdbeben. Es ist nicht besonders stark, aber der Schreck fährt ihnen gewaltig in die Glieder. Ein kräftiger Stoß erschüttert den Untergrund. Das feste Fundament der Erde ist gar nicht so solide, wie sie immer geglaubt haben. Während Aimé noch vor Angst zittert, hat sich Alexander schon vom ersten Schreck erholt. Er kramt seine Instrumente hervor und beginnt sogleich mit Messungen von Temperatur, Luftfeuchtigkeit und Magnetismus. Akribisch notiert er, was sich durch das Erdbeben verändert hat. Im Verlauf ihrer langen Reise werden sie in anderen Teilen Amerikas noch viele Erdstöße erleben und sich daran gewöhnen. Sie werden darüber nicht mehr erschrecken als in ihrer Heimat bei einem Donnerschlag. Nachts bleiben sie sogar einfach im Bett liegen, wenn das unterirdische Getöse beginnt und den Erdboden erschüttert. Aber sie haben auch Glück, denn sie erleben nie ein so starkes Beben, das eine ganze Stadt zerstören kann.

„Zum ersten Mal misstraut man dem Boden, worauf man lange Zeit mit Zuversicht wanderte.“

ERDBEBEN

Unsere Erde besteht aus riesigen Gesteinsplatten, die sich langsam in verschiedene Richtungen bewegen. An manchen Stellen stoßen sie zusammen, schieben sich übereinander, pressen sich gegeneinander. Wenn der Druck zu groß wird, kommt es im Erdinnern zu einem gewaltigen Ruck. Die Erschütterung setzt sich fort bis an die Erdoberfläche, wo der Boden dann rüttelt und bebt.

DIE TROPEN

Zu beiden Seiten des Äquators, nördlich und südlich, erstreckt sich die tropische Region. Je nach Höhenlage und Jahreszeit findet man dort üppige Regenwälder, trockene Savannen oder schneebedeckte Gebirge. Venezuela ist eines der wenigen Länder, wo diese drei Landschaftsformen nebeneinander vorkommen.

Alexander hat schon eine Weile darüber nachgedacht, jetzt bespricht er die Idee mit seinem Gefährten: Bevor sie weiter nach Kuba segeln, will er weg von der Küste und tief hinein in das Innere von Venezuela. „Hatten wir hier nicht genug Abenteuer?“, fragt Aimé. „Aber nein“, widerspricht Alexander, „es gibt noch so viel zu entdecken. Und außerdem wollen wir ein großes Rätsel lösen.“ – „Was für ein Rätsel?“ – „Das erzähle ich dir später.“ Und so geht es los auf die nächste Etappe ihrer Reise – mitten hinein in das unbekannte Südamerika.

Eine Wasserstraße im Urwald



Haarhygrometer zur Messung der Luftfeuchtigkeit

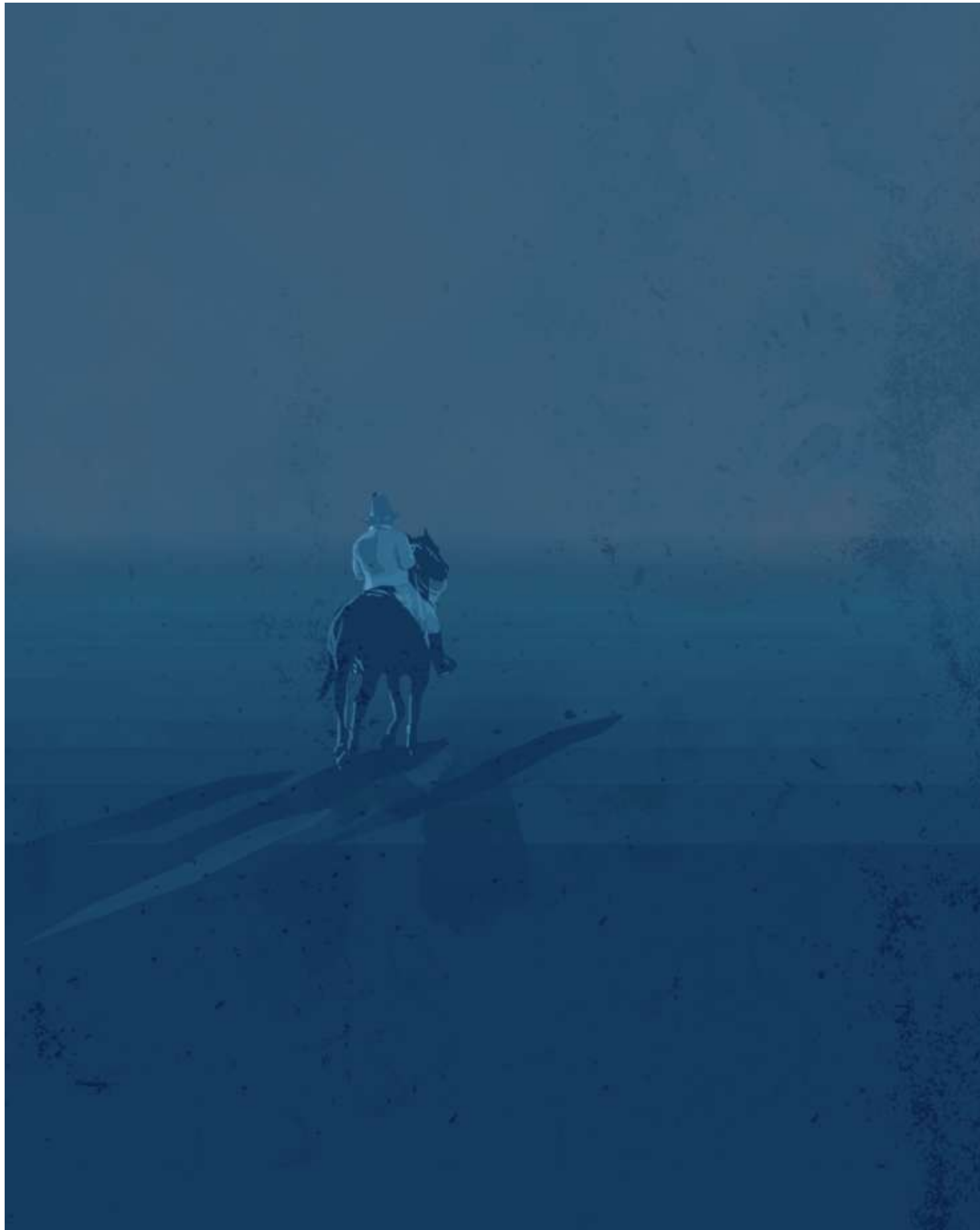
Mit ein wenig Wehmut verlassen die Gefährten Cumaná. Bloß fünf Monate sind sie hier gewesen und fühlen sich doch schon wie zu Hause. Schließlich haben sie an dieser Küste die ersten Schritte auf dem unbekanntem Kontinent gemacht, und Alexander wird sein ganzes Leben lang eine Sehnsucht nach diesem Teil von Venezuela verspüren. Doch jetzt heißt es aufbrechen.

Ihr Ziel ist der große Strom Orinoco, der quer durch den Norden von Südamerika fließt. Er bietet die einzige Möglichkeit, in den undurchdringlichen Dschungel in der Mitte des Kontinents vorzudringen. Um dorthin zu gelangen, müssen sie allerdings die Llanos durchqueren, eine ausgetrocknete Savanne ohne Baum und Strauch. Sie ist so eben und eintönig, dass sie den Reisenden wie ein Ozean erscheint. Nur selten zeigt sich der Schatten einer winzigen Wolke. In der Trockenzeit bekommt die Erde Risse, sogar das Gras zerfällt zu Staub.

Für Menschen, Pferde und Maulesel ist die Durchquerung der Llanos eine enorme Strapaze. Wasser und Vorräte für drei bis vier Wochen sind nötig, um in dieser kargen Landschaft zu überleben. Außerdem ist es schwierig, all die vielen Geräte und Messinstrumente in der brütenden Hitze zu transportieren. Sie müssen obendrein vor den dauernden Staubwirbeln und Sandstürmen



AM FLUSS
ENTLANG
1800



geschützt werden, die über die flache Ebene fegen. Zum Glück konnte Alexander schon die vielen bisher gesammelten Steine und Pflanzen nach Europa schicken. Ein zuverlässiger Bekannter hat sie von Cumaná aus mitgenommen. So ist Platz geschaffen für neue Fundstücke. Allerdings sehen sie jetzt erst einmal tagelang nur trockenes Gras. Wegen der glühenden Sonne reiten sie hauptsächlich während der Nacht. Manchmal treffen sie tatsächlich auf einen Teich oder ein kleines Flüsschen.

Gern würden sie sich hineinwerfen und ein erfrischendes Bad nehmen. Doch ihre einheimischen Begleiter warnen: Krokodile!

In anderen Gewässern entdecken sie ein ganz kuriose Tier: den Zitteraal. Wer ihn berührt, bekommt einen kräftigen Stromstoß. Das scheint unglaublich, doch Alexander lässt sich die Gelegenheit nicht entgehen, das fremdartige Lebewesen genau zu untersuchen. Und tatsächlich: Die Aale senden so starke Stromstöße aus, dass sie sogar Pferden gefährlich werden können. „Das sind ja lebendige elektrische Apparate“, wundert sich Alexander. Trotz des mühseligen Fortkommens ist er begeistert von dieser Landschaft. Kein Berg und kein Hügel verhindern den Blick in alle Richtungen bis zum Horizont. „Ja, das mag alles öde und eintönig aussehen“, sagt er zu Aimé, „aber ich liebe diese endlose Weite.“ Es scheint, als wenn hier die Welt ewig so weiterginge.

Doch plötzlich ändern sich Landschaft und Klima wieder. Die Regenzeit beginnt mit einem großen Donnerwetter. Es wird feucht und nun tauchen auch wieder Bäume auf. Sie haben den Regenwald und einen Nebenfluss des mächtigen Orinoco erreicht. In einer winzigen Siedlung treffen sie auf ein paar Mönche, die schon lange Zeit keinen Europäer mehr gesehen haben.



Jetzt heißt es, ein möglichst großes Kanu zu finden und zu beladen. Die wertvollen Instrumente müssen auf dem wackligen Boot ganz besonders gesichert werden. Außerdem brauchen sie wieder Vorräte für einige Wochen: Mehl, Eier, Bananen, Kakao und auch ein paar lebende Hühner. Ob sie unterwegs jagen oder genießbare Fische angeln können, ist nicht sicher. Es ist vollkommen ungewiss, was die Reisenden erwartet. In diese Gegend ist bisher kaum ein weißer Mann vorgedrungen. Nur ab und zu werden sie zu einer kleinen Missionsstation kommen, wo jemand ihre Sprache versteht. Einheimische Führer, die sich auskennen, gibt es nicht. Zuverlässige Landkarten hat bisher niemand gezeichnet. Das wird eine von Alexanders wichtigsten Aufgaben sein. Wie gut, dass er ein so begabter, geübter Zeichner ist. Schon als Schüler hatte er Freude daran. Seine Eltern hatten ihm ermöglicht, bei den besten Lehrern Unterricht zu nehmen.



Die Fahrt auf dem Fluss ist spannender als die Reise durch die Llanos, aber auch noch gefährlicher. Die Krokodile, die am Ufer dösen oder im Fluss schwimmen, sind nicht zu zählen. Riesenschlangen schlafen auf den Bäumen oder schlängeln sich im Wasser. Jaguare schleichen durch den Dschungel. Entwurzelte Stämme von Riesebäumen schwimmen auf dem Fluss und drohen, mit dem Kanu zusammenzustoßen.

Langsam werden die beiden Abenteurer mutiger. Während sich einer im Fluss wäscht, passt der andere auf. Das funktioniert. Immer wieder kontrolliert Alexander auch den Geschmack des Flusswassers und notiert die Änderungen. Dann endlich erreichen sie den Hauptstrom des Orinoco.

Dort wird die Reise noch beschwerlicher, denn nun geht die Fahrt stromaufwärts. Wenn der Wind ungünstig ist, müssen die indianischen Begleiter gegen die Strömung paddeln. Ab und zu schwimmen sie auch an Land und ziehen das Boot eine Weile an einem Tau. Der Fluss ist gewaltig, er kommt ihnen vor wie ein See. An manchen Stellen misst Alexander eine Breite von mehr als fünf Kilometern. Nur selten können sie ins Landesinnere vorstoßen, denn am Ufer wächst ein undurchdringlicher Urwald aus Bäumen, Sträuchern und

„Nicht ohne Rührung entdecken wir zum ersten Mal nach langem Harren die Gewässer des Orinoco.“





Kletterpflanzen. Sie bilden eine dichte grüne Mauer. Dahinter beginnt ein so kunterbunter, wild wuchernder Lebensraum wie kaum sonst auf der Welt. Unzählige Tiere und Pflanzen, Tausende von unbekanntem Arten, versuchen sich gegenseitig zu verdrängen. Alle fressen und werden gefressen. Es ist die Natur in ihrer wilden, ungezähmten Form. Hier hat der Mensch noch nicht das Sagen. Er ist nur ein winziger, völlig unbedeutender Teil der Natur. „Dem Urwald sind wir egal“, bemerkt Alexander.

„Vielleicht doch nicht“, entgegnet Aimé. Denn rund um die Uhr werden die Reisenden auf dem Fluss von Moskitos bedrängt. Sie sind eine schreckliche Plage. „Hier gibt’s mehr Mücken als Luft“, stöhnen sogar die Indianer. Man kann sie auch mit wildem Fuchteln von Händen und Armen nicht abwehren. Sie kriechen in Ohren und Nase und stechen sogar durch die Kleidung hindurch. Schon nach den ersten Tagen haben die Männer unzählige Stiche auf der Haut. Es juckt erbärmlich, sie können kaum schlafen. Der Saft von Zitronen und Ananas lindert den Juckreiz zumindest ein wenig. Irgendwann schließlich haben sie sich an die Plage gewöhnt. Dafür werden sie in der Nacht geweckt, wenn die Jagd der Jaguare losgeht und die Tiere sich durch lautes Geschrei gegenseitig warnen. Der ganze Urwald versinkt dann in Aufruhr und Krawall.

Die Lösung eines geografischen Rätsels

Träge und breit fließt der Orinoco durch den Urwald. Doch irgendwann stromaufwärts ist er zwischen zwei Bergketten eingezwängt. Und da stehen den Reisenden plötzlich gefährliche Stromschnellen und Wasserfälle im Weg: die Katarakte von Atures und Maipures. Mehrere Kilometer weit stürzt der Fluss über steinerne Stufen, Felsbrocken und Klippen. „Das sieht ja aus wie ein Meer aus Schaum“, ruft Alexander begeistert.

Der Anblick dieses wilden Wassersturms ist grandios, doch er bringt auch Probleme mit sich. Das Kanu muss entladen, sämtliches Gepäck mühsam auf



dem Landweg transportiert werden. Wenn möglich, zerren die Männer das leere Boot an einem Tau durch die wirbelnden Wassermassen. An einigen Stellen aber müssen sie es aus dem Fluss ziehen und über Land voranschleifen. Tagelang kommen sie nur sehr mühsam voran, bis die Expedition oberhalb der Wasserfälle angekommen ist. Aber es gibt auch einen Vorteil: Weil sich in dem reißenden Wasser weder Krokodile noch Schlangen aufhalten, können die Gefährten endlich einmal in Ruhe baden.

In Alexander regt sich natürlich gleich wieder der Forscher- und Erfindergeist. Er überlegt, wie sich das Flusswasser ableiten ließe, um einen Kanal zu schaffen. Dann könnten Schiffe die Wasserfälle ohne Probleme umgehen. Den Plan hat er schon im Kopf. Später schlägt er seine Idee dem Gouverneur von Venezuela vor, doch bis heute hat sich niemand an die Aufgabe herangewagt.

Von all den Widrigkeiten lassen sich die beiden Forscher nicht von ihrer Arbeit abhalten. Bei Tag und Nacht belauschen und beobachten sie aufmerksam ihre Umgebung. Alexander misst immer wieder Wasser- und Lufttemperatur und versucht, ihre genaue geografische Position zu bestimmen. In mehreren Käfigen haben sie schon einen kleinen Zoo aus Vögeln und Affen zusammen. Aimé sammelt so viele Pflanzen wie möglich. „Schade, schade“, murmelt er aber den halben Tag lang vor sich hin, denn die schönsten und buntesten Exemplare von Blüten und Blättern wachsen nach wie vor unerreichbar weit oben in den Baumkronen.

Immerzu hören sie das Gezwitscher von Vögeln, die sie nicht sehen können, und das Gebrüll von Affen, die unsichtbar im Urwald herumtoben. Gern würden die beiden Forscher sie genauer in Augenschein nehmen. Aber zu nahe



darf man den Tieren des Dschungels auch nicht kommen. Das erfährt Alexander, als sie eines Tages ein Stück an Land gehen können. Da steht er plötzlich einem Jaguar gegenüber. Wie die Einheimischen ihm geraten haben, begibt er sich langsam und vorsichtig auf den Rückzug. Bloß nicht umschaun! Es geht noch einmal gut.

Jetzt wird es auch langsam Zeit, sich mit einem wundersamen geografischen Rätsel zu beschäftigen: Schon lange gibt es das Gerücht, dass die beiden großen Flüsse Südamerikas, der Orinoco und der Amazonas, durch einen natürlichen Kanal verbunden sind. Das würde bedeuten, dass man per Schiff quer durch den Kontinent von Venezuela nach Brasilien reisen könnte. Mehrere spanische Missionare haben behauptet, dass sie diesen Wasserweg gesehen und benutzt haben. Casiquiare haben sie ihn genannt.

Aber jeder hat davon eine andere Karte gezeichnet. Zu verwirrend sind die vielen Flüsse, die sich durch den Urwald schlängeln. In Europa bezweifelt man deshalb ihre Angaben, nennt sie einen geografischen Unfug. „Das wäre ja, als wenn der Rhein und die Donau eine natürliche Verbindung hätten“, spotten die Gelehrten.

Alexander hält dagegen. „Warum soll es auf dem neuen Kontinent nicht etwas anders zugehen als in der alten Welt, die wir kennen?“, fragt er sich und seinen Reisegefährten Aimé. Dem ist die Sache ziemlich egal. Aber er macht natürlich mit bei der Suche nach dem Casiquiare. Bei kleineren Missgeschicken im Kanu hat er in den letzten Wochen immer wieder einen Teil seiner Sammlung verloren. Und so freut er sich auf neue Gelegenheiten, weitere Pflanzen zu zu botanisieren.

Immer weiter fahren sie flussaufwärts durch das Gewirr der Urwaldflüsse. Und schließlich treffen sie tatsächlich auf den Casiquiare. „Das ist aber gar kein Kanal“, stellt Alexander fest, „das ist ein Teil des Orinoco.“ Der große Strom teilt sich nämlich bei La Esmeralda: Östlich fließt er als Orinoco



CHRISTOPH KOLUMBUS
Die Reisen des italienischen Seefahrers in spanischen Diensten haben den amerikanischen Kontinent zum ersten Mal in Europa bekannt gemacht. Doch hat er das selbst gar nicht bemerkt, denn er suchte einen Seeweg nach Asien. Als er 1492 nach wochenlangem Segeln auf Land traf, hielt er es für die Ostküste von Indien. Erst nach seinem Tod wurde klar, dass er auf einen für die Europäer unbekanntem Kontinent gestoßen war: Amerika.

weiter durch Venezuela, südlich als Casiquiare Richtung Amazonas nach Brasilien. Alexander bestimmt die genaue geografische Lage der Gabelung. Und er zeichnet auch die erste zutreffende Karte von der Verbindung zwischen Orinoco und Amazonas.

„Wenn die spanische Regierung davon erfährt, dann wird hier ein großer Handelsweg entstehen“, vermutet Alexander. Dann könne man Waren vom Norden Südamerikas leicht ins Zentrum des Kontinents transportieren und umgekehrt. An der Gabelung werde deshalb schon bald eine große Stadt zu

DAS SPANISCHE KOLONIALREICH

Schon bald nach Kolumbus' erster Reise machten sich die Spanier an die Eroberung des neu gefundenen Kontinents. Auf der Suche nach Gold und Silber bekämpften und unterwarfen sie ein Volk nach dem anderen. Zeitweilig beherrschten sie fast den ganzen Kontinent von Alaska bis Feuerland. Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts sagten sich die Kolonien von ihrem Mutterland Spanien los. Es entstanden die vielen Staaten, die wir heute kennen: von Mexiko bis Chile, von Kuba bis Argentinien.

finden sein. Doch da irrt er sich. Viel zu abgelegen ist die Gegend, viel zu unerträglich sind Klima und Mückenplage. Bis heute, mehr als zweihundert Jahre nach Alexander von Humboldts Reise, ist dieser Teil von Venezuela eine Wildnis im Regenwald geblieben. Die beiden Reisenden haben jetzt die Wahl: Nehmen sie den rechten Arm des Orinoco, dann können sie zu ihrem Ausgangspunkt an der Küste von Venezuela zurückkehren. Fahren sie auf dem linken Arm, dem Casiquiare, kommen sie auf unerforschten Wegen nach Brasilien. Sie entscheiden sich für die Rückkehr auf dem bekannten Weg. So können sie ihre Sammlungen und Notizen sicherer an die Küste bringen und nach Europa zurückschicken.

Auf dem Rückweg flussabwärts kommen sie viel schneller voran. Die Strömung trägt sie mit, auf das Paddeln können sie die meiste Zeit verzichten. Schließlich kommen sie in der Provinzhauptstadt Angostura an, die heute Ciudad Bolívar heißt. Fast drei Monate sind sie auf den Flüssen Venezuelas unterwegs gewesen und haben mehr als zweitausend Kilometer zurückgelegt. Jetzt haben sie zum ersten Mal wieder ein festes Dach über dem Kopf. Sie freuen sich über die kleinsten Bequemlichkeiten der Zivilisation. Ein trockenes Bett und ein frisches Brot erscheinen ihnen wie ein Wunder.

Ausgerechnet jetzt, als die schlimmsten Strapazen überstanden scheinen, wird Aimé krank. Ein schweres Fieber lässt die Ärzte ratlos. Hat er es aus dem

finden sein. Doch da irrt er sich. Viel zu abgelegen ist die Gegend, viel zu unerträglich sind Klima und Mückenplage. Bis heute, mehr als zweihundert Jahre nach Alexander von Humboldts Reise, ist dieser Teil von Venezuela eine Wildnis im Regenwald geblieben. Die beiden Reisenden haben jetzt die Wahl: Nehmen sie den rechten Arm des Orinoco, dann können sie zu ihrem Ausgangspunkt an der Küste von Venezuela zurückkehren. Fahren sie auf dem linken Arm, dem Casiquiare, kommen sie auf unerforschten Wegen nach Brasilien. Sie entscheiden sich für die Rückkehr auf dem bekannten Weg. So können sie

Urwald mitgeschleppt? War der Abstecher zum Casiquiare schuld? Wird er sterben? Alexander macht sich Vorwürfe, dass er ihn ermuntert hat, ihn so weit zu begleiten. Aimé aber verliert weder den Mut noch seine gute Laune. Es dauert zwar sechs Wochen, doch schließlich hat er die Krankheit überstanden. Jetzt können sie ihren Weg an die Küste fortsetzen.

Wieder müssen sie durch die Llanos, diese schier endlose Ebene. Doch sie ist kaum wiederzuerkennen. Denn diesmal ist sie nicht ausgedörrt, sondern nach der Regenzeit überschwemmt. Gigantische Seen und breite Flüsse befinden sich dort, wo vor vier Monaten nur Steppe war. Plötzlich sind auch viel

mehr und ganz andere Tiere zu sehen als vorher. „Das bestätigt eine der Grundregeln der Natur“, erklärt Alexander seinem Freund. „Wenn sich ein wichtiges Element ändert, dann hat das auch Auswirkungen auf alle anderen Teile

der Pflanzen- und Tierwelt.“ Eins aber sei doch gleich geblieben, antwortet Aimé, der weite Blick in die Ferne. „Endlich mal wieder ringsum freie Sicht!“

An der Küste angekommen, müssen die beiden noch einmal mehrere Wochen warten, bis sie ein Schiff finden, das sie mitnimmt. Sechzehn Monate haben sie in Venezuela verbracht, und nun wollen sie über Kuba und Mexiko zu den Philippinen. Aber aus diesem Plan wird wieder nichts.

„Einfache Wohnhäuser dünkten uns jetzt prächtig, und alle Menschen, mit denen wir sprachen, kamen uns geistreich vor.“

